

2

»*Tous ensemble!*« **Vom Metropolenstreik zur politischen Entdeckung des Gemeinsamen**

SCELSI: Paris, der große Streik von 1995. Du hast damals in der französischen Hauptstadt gelebt. Kannst du uns die Ereignisse in Erinnerung rufen?

NEGRI: Der Streik damals hatte im Wesentlichen zwei Gründe. Zum Ersten richtete er sich gegen die Absicht, einen Teil des französischen Eisenbahnnetzes zu privatisieren. Zum Zweiten gab es zudem ein Bestreben, die Renten für die Mitarbeiter der RATP, der Pariser Verkehrsbetriebe, neu zu regeln.

Begonnen haben den Streik die Leute von der Bahn, die *cheminots*, doch in der Folge kamen die Forderungen aller Beschäftigten im Transportsektor hinzu. Der Streik setzte zum ersten Mal in Frankreich für die Gewerkschaften das Thema der Deregulierung und Privatisierung auf die Tagesordnung – und zwar ganz nach oben. Doch was noch wichtiger war: es handelte sich dabei um eine Mobilisierung, die in ganz direkter Art und Weise die Bevölkerung der Metropole Paris in ihrer Gesamtheit als solidarisch am Streik Beteiligte mit einbezog. In der Vergangenheit waren Streiks, die vom öffentlichen Dienst ausgingen, speziell die Streiks im Nahverkehr, politisch betrachtet, mühelos zu isolieren gewesen; doch dieses Mal passierte etwas Neues: Die Öffentlichkeit stellte sich hinter die *cheminots* und die Arbeiterinnen und Arbeiter bei der Metro, und sie fing darüber hinaus an, sich zu organisieren, um solidarisch die entstehenden Unannehmlichkeiten zu meistern. Es war Oktober, November, und die Autofahrer, die aus all den Städten und Gemeinden des Umlands nach Paris unterwegs waren, hielten an, um Pendler mitzunehmen, die an den Warte-

häuschen auf einen Bus warteten, der nicht kam. Die Autos hielten, füllten sich mit Leuten, die entlang der großen Pariser Verkehrsachsen unterwegs waren oder in die Betriebe wollten. In den Fabriken und Büros richtete man die Schichten und Arbeitszeiten danach, wann die Beschäftigten eintrafen. Das alles geschah wohlgermerkt bei Eiseskälte, unter schrecklich widrigen Umständen. Aber trotzdem setzte die Mobilisierung jeden Samstag einen Höhepunkt durch eindrucksvolle Demonstrationen, vorneweg Trommeln und Pyrotechnik, Gruppen von *cheminots* mit Signalfackeln, wie sie bei Nebel Verwendung finden. Alle Faktoren wirkten zusammen und bestimmten ganz nachhaltig und entscheidend eine Mobilisierung, in deren Mittelpunkt ein in der Metropole allgegenwärtiges Gefühl stand, aus kollektivem Interesse ein »Gemeinsames« zu schaffen.

Es ging nämlich nicht mehr nur um die Interessen der Eisenbahner oder der Metrofahrer; hier artikulierte sich der Anspruch, dass das öffentliche Verkehrsnetz »unseres« ist, dass die Pläne, es anzurühren, es zu privatisieren alle angingen: »*tous ensemble*«.

Es war beeindruckend. Man muss sich vergegenwärtigen, dass der öffentliche Nahverkehr in Paris rund acht Millionen Personen betrifft. In den Gemeinden des Gürtels um Paris, etwa in Saint-Denis oder La Courneuve (später dann übrigens eines der Zentren der urbanen Revolte gegen die Polizei), befinden sich riesige Busdepots, und diese Depots standen vollständig offen. Die Leute kamen, blieben stehen und diskutierten, es gab aber weder Streikposten noch Wächter, und trotzdem verließ kein Bus das Depot und auch sonst passierte nichts. Das ist insofern bemerkenswert, als es sich um Gemeinden mit ernsthaften sozialen Problemen handelt und bisweilen gewalttätige Banden das Gebiet kontrollieren. So kam es vor dem Streik beinahe alltäglich zu Zusammenstößen zwischen Bandenmitgliedern und Busfahrern, und in der Folge traten die Fahrer bestimmter Linien immer wieder in Proteststreik, wenn einer ihrer Kollegen verprügelt worden war. Mit dem »*tous ensemble*«, dem »Alle gemeinsam«, veränderte sich tatsächlich der Horizont der sozialen Umgangsformen grundlegend: Es wirkte wie ein Zauberspruch.

SCELSI: Und die Linke?

NEGRI: Die Linke war vollkommen unfähig, mit den Fragen und Perspektiven, die da auftauchten, umzugehen. Die Linke

war damals (und ist es noch) im Niedergang begriffen, vollkommen gefesselt an das, was der »Dritte Weg« genannt wurde, die Art Post-Thatcherismus, für die Tony Blair stand, eine klassische Politik der zwei Geschwindigkeiten: zuerst akzeptiert man die Privatisierungen und die Unterwerfung unter die Gesetze des Weltmarkts, um dann, nachdem man den Preis dafür gezahlt hat, daran zu gehen, auf politischer Ebene die Beziehung zu dem, was man als Gemeinsames ansprechen kann, zu rekonstruieren. Eine Strategie, die ihr vollkommenes Versagen bereits gründlich erwiesen hat, und zwar aus einem sehr einfachen Grund: Das Problem sind nämlich nicht Privatisierung oder Deregulierung, sondern es ist der Umstand, dass ein absolutes Unvermögen herrscht, demokratische Instrumente der Verwaltung oder vielmehr der Selbstverwaltung zu schaffen, die mehr oder weniger artikuliert und ausdifferenziert genug wären, um die Gemeingüter zu erhalten und zu entwickeln, und das zu einem Zeitpunkt, da die Vorstellung und die Erfahrung eines Gemeinsamen (wieder) zentral werden. Ich spreche von einem »Communum«, einem Gemeinsamen oder bisweilen lieber von Gemeingütern im Plural, weil der Ausdruck sonst (im Singular) die Gefahr birgt, dass eine organische oder katholische Vorstellung damit evoziert wird und er eine quasi theologische Färbung annimmt, als ob natürliche oder übernatürliche präexistente Werte im Spiel wären. Doch es geht um etwas vollkommen anderes, nämlich darum, dass grundlegend Gemeinsames zu *schaffen* ist, das selbst wiederum Voraussetzung der Produktivität wird, das heißt Dinge, die sich dann entweder der Kapitalismus aneignen wird oder aber die in unmittelbarer Weise *gemeinsam* zu gebrauchen sind. Heutzutage ist eine Stadt an sich schon eine solche Quelle und Voraussetzung der Produktion: als organisiertes, bewohntes und durchquerbares Territorium ist sie ein ebenso bedeutendes Element der Produktion geworden wie es ehemals einmal das bearbeitete Land war.

Immer deutlicher zeigt sich, dass die Metropolenbewohner der wirkliche Mittelpunkt der Welt werden, das menschliche Wesen *par excellence*, der Idealtypus des 21. Jahrhunderts – auch wenn manche Soziologen (und konservative Politiker) behaupten, dass man von der Stadt und nicht von der Metropole ausgehen müsse, weil die Stadt den Menschen noch menschliche Züge verleihe, während die Metropole sie in eine aufgelö-

ste, flüchtige und chaotische Masse verwandle, die sich jeder Ordnung entziehe ... Das sind alles Illusionen der Moderne. Es gibt keine Stadt mehr, es gibt nur die Metropole – oder aber andererseits das Dorf. Von der Einsamkeit der Metropolenbewohner zu sprechen ist Sache der Dichter. Schließlich ist es gut so, wie es ist: Es lebe die Metropole, es lebe die Multitude!

Und im Übrigen ist daran zu erinnern (ohne damit Einsteins Formel karikieren zu wollen): Wo es Masse gibt, gibt es Energie. Für den Begriff des Gemeinsamen eine grundlegende Bestimmung, denn das Gemeinsame existiert niemals als Ablagerung, es ist im Gegenteil Energie und Potenzialität, die Fähigkeit zu handeln und sich auszudrücken. Die Bürgerinnen und Bürger der Metropole wissen das.

SCELSI: Die Stadt also letztlich ein wenig wie bei Baudelaire, als Gelegenheit des Augenblicks, als Chance, als Ort kreativen Zerstörens, nicht nur Annihilierens. Gesprengt werden soll der Käfig des grauen Alltags, sein Takt, seine Routine ...

NEGRI: Hier tauchen gewaltige Fragen auf. Du hast von der Stadt als der kreativen Zerstörung gesprochen ... Sicher, in mehrerlei Hinsicht, aber das, was für die Stadt verdammt wichtig, was im Übergang von der Moderne zur Postmoderne, von Max Weber bis Georg Simmel, von Walter Benjamin bis Henri Lefebvre, von Saskia Sassen bis zu uns entscheidend ist – nun, in der Metropole, in dieser gewaltigen Ansammlung von Arbeiten verschiedenster Art, befindet sich die Stadt in einer Art Metamorphose, wird an sich produktiv, und das metropolitane Netz stellt deren Zusammenhang, deren Kommunikation her. Diese Kommunikation, die Beziehungen, die sie bestimmen, lassen sich möglicherweise auch ganz abstrakt fassen, unter kommunikationstechnologischen Gesichtspunkten, doch bleibt hervorzuheben, dass es Beziehungen von *Körpern* sind, die in der Stadt als Metropole wesentlich werden. Wenn man von »Gemeingütern« spricht, so bezeichnet das immer schon Biopolitisches: In der Metropole besteht demnach immer schon ein enger Zusammenhang zwischen dem Körperlichen und dem Politischen, ein komplexes Ganzes von Beziehungen, die gemeinsam, im Zusammenleben geschaffen und dabei beständig bewusst erneuert werden. Es ist dies zugleich ein zentrales Element der Art und Weise, wie wir alltäglich unser Leben wahrnehmen, doch das ist ein Thema, das die Linke nicht verstehen will, auch wenn sie damit eine ihrer ureigensten Tradi-

tionen ignoriert, schließlich waren in der Zeit vor dem Fordismus die Erfahrungen der Genossenschaften im sozialen Bereich und in der Produktion ganz wesentlich für die Entwicklung des Sozialismus. Nun ist zu konstatieren, dass die produktiven Strukturen der Epoche des Massenarbeiters jene Formen der Kooperation zerstört haben. Man kennt die Schlussfolgerung, die daraus die Sachwalter der Genossenschaftsbewegung skandalöserweise ziehen: Die Kooperativen selbst agieren als kapitalistische Unternehmen. Es liegt in dieser Logik, wenn Unipol die BNL übernehmen will.²

Das ist die so genannte Demokratischen Partei in Italien: Sie übernimmt die schlechten Seiten des alten Sozialismus und die noch schlechteren des Neoliberalismus.

SCELSI: Im 19. Jahrhundert waren die Genossenschaften und die Hilfsvereine auf Gegenseitigkeit die wichtigsten Organisationen, in denen die Solidarität der Arbeiter praktisch wurde. Heute wird verstärkt die Notwendigkeit diskutiert, an jene Erfahrungen anzuknüpfen, nicht zuletzt angesichts der Angriffe auf den Sozialstaat, der im Übrigen – es scheint mir angebracht, daran zu erinnern – in den 1930er Jahren durch den so genannten gesellschaftlichen Ausgleich zwischen Arbeiterklasse und Unternehmern entstand. Wäre es nicht notwendig, über die Organisationserfahrungen der alten Arbeiterbewegung noch einmal nachzudenken?

NEGRI: Die Art, wie das Personal der Linken gegenwärtig darauf zurückkommt, ich habe es bereits angedeutet, ist entweder spekulativ, und dabei passieren die schlimmsten Dinge, oder alternativ, das heißt, man riskiert weiter die endlose private Aneignung proletarischer Bedürfnisse – ich denke beispielsweise an die Verwaltung der Rentenkassen. Tatsächlich soll die Rede vom »Gemeinsamen« dazu dienen, dem etwas entgegenzusetzen und die Unterscheidung zwischen Öffentlichem und Privatem infrage zu stellen: Wenn wir vom »Gemeinsamen«

² Unipol entstand als Versicherungsunternehmen 1962 aus dem Zusammenschluss verschiedener genossenschaftlicher Versicherungskassen. Ende 2005/Anfang 2006 versuchte Unipol die Banca Nazionale del Lavoro (BNL) zu übernehmen. Das Geschäft gehörte zu einer Reihe von Übernahmen in der Finanzbranche, die in den Medien »Bancopoli« genannt wurden und in deren Verlauf mehrere große Korruptionfälle aufgedeckt wurden.

sprechen, denken wir nicht an das Öffentliche, sondern an etwas, das weder privat noch öffentlich ist. Der Realsozialismus (und zuvor schon der Jakobinismus) verwechselte das Gemeinsame mit dem Öffentlichen und reduzierte es in der Folge auf den Staat, auf Staatseigentum oder staatliche Leistungen. Ein solches Dispositiv hat sich in allen sozialistischen und sozialstaatlichen Praxisformen entwickelt. Die Dimension und die Definition des Gemeinsamen hingegen bestehen gerade darin, die Begriffe und die Vorstellung sowohl des Privaten als auch des Öffentlichen zu überwinden, über beides in einem gemeinsamen Verfügen hinauszugehen: Es ist das »Alle zusammen«, und das ist keine Utopie.

Eine Definition des Gemeinsamen ließe sich so bereits unter juristischen Gesichtspunkten in Angriff nehmen. Es steht beispielsweise außer Zweifel, dass die großen Unternehmen der öffentlichen Infrastruktur, die praktisch eine Monopolstellung innehaben, in ihrem Feld nach Indizes und Parametern agieren, die sie als gemeinschaftliche Unternehmungen ausweisen, wie etwa die Post oder die Betriebe der Elektrizitätsversorgung. Den genannten Unternehmen fiel seit jeher, zumindest in den entwickelten Ländern, die Funktion zu, das Territorium im Dienste des Zusammenlebens strukturell zu erschließen etc.

Viele Protagonisten und Forscher, deren politischer Ausgangspunkt 1968 war, arbeiten heute am Thema der so genannten neuen Munizipalitäten. Ich denke zum Beispiel an den Urbanisten Alberto Magnaghi, der zu der Problematik einen elaborierten Ansatz entwickelt hat, oder an eine diesen Fragen gewidmete Ausgabe der französischen Zeitschrift *Esprit*. Sicher findet sich in solchen Arbeiten bisweilen ein gewisses Maß an Naivität, aber zugleich stellen sie einen Ausgangspunkt dar um zu zeigen, was das Gemeinsame ausmacht. Überlegungen in dieser Richtung finden sich, teilweise zumindest, auch in den Gewerkschaften in Frankreich wieder. Die Erfahrungen des Streiks in Paris bleiben insofern grundlegend. Eine große Metropole wie Paris – vielleicht die einzige Stadt in Europa, die wirklich eine globale Dimension besitzt, als Ballungsraum sogar größer ist als London – eine solche Metropole dabei zu beobachten, wie es ihr gelingt, auf sich allein gestellt rund drei Monate lang ohne öffentlichen Transport durchzuhalten und zu funktionieren, nun, das ist schon wirklich wie die kurze Wiederkehr der Tage der *Commune*.